



André Kostolany

WEISHEIT EINES SPEKULANTEN

Im Gespräch mit Johannes Gross



ullstein

ANDRÉ KOSTOLANY, 1906 in Ungarn geboren, war der unbestrittene Meister der Börsenspekulation. Er studierte Philosophie und Kunstgeschichte und wäre eigentlich lieber Pianist geworden. Seine Karriere als Spekulant begann in den Zwanzigerjahren an der Pariser Börse, später arbeitete er an allen großen Börsen der Welt. 1999 starb er im Alter von 93 Jahren in Paris.

JOHANNES GROSS, war ein deutscher Publizist, Journalist, Herausgeber von *Capital* und *Impulse* und Vorstandsmitglied von Gruner + Jahr. Der bekannte Fernsehmoderator (»Bonner Runde«, »tacheles«) galt mit seinen scharfzüngigen Analysen als brillanter Denker. Er verstarb 1999 in Köln.

André Kostolany

WEISHEIT EINES
SPEKULANTEN

Im Gespräch mit Johannes Gross

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Dezember 2022

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

© 1996 by ECON Verlag GmbH, Düsseldorf und München

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © picture-alliance / dpa

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06762-9

André Kostolany, 1906 in Budapest geboren, wohnhaft in Paris, in Deutschland arbeitend, Inhaber eines amerikanischen Passes. Was ist eigentlich Ihre Heimat?

Geboren wurde ich im feudalen Ungarn. Hier habe ich meine Kinder- und Jugendzeit verbracht. Aufgewachsen bin ich im alten kapitalistischen System in Frankreich. Dann lebte ich während des Zweiten Weltkrieges in der Hauptstadt des modernen Kapitalismus – New York City. Seit Kriegsende lebe ich wieder in Europa, bin viel auf Reisen, vor allem innerhalb der Bundesrepublik. Zu Hause bin ich in zehn Städten. Angefangen in New York über London, Zürich, Wien, Venedig, Genf, die französische Côte d’Azur, Budapest, München und natürlich Paris, wo mein Hauptwohnsitz ist. Ich lebe hier, wenn auch mit Unterbrechungen, seit zweiundsiebzig Jahren. Ich fühle mich aber unbedingt auch in München und der Bundesrepublik zu Hause. Auch wenn ich in München und Paris viel mehr Zeit verbringe als in Budapest, bin ich aber immer noch engagierter ungarischer Patriot.

Aber mit welcher Stadt, welchem Platz verbinden Sie Heimatgefühle?

Wenn Sie sagen, sich selbst fragen: Wo bin ich zu Hause, wo möchte ich sterben, wo habe ich die prägenden Eindrücke meines Lebens erhalten?

Ich habe verschiedene Gefühle für die einzelnen Städte. In Zürich sind meine Eltern begraben. Zwar existieren die Gräber nicht mehr, weil man nur einen Platz für zehn Jahre bekommt, doch das spielt nicht die entscheidende Rolle. Meine alten Börsenkollegen finde ich in Paris, und meine Jugendfreunde treffe ich auf dem jährlichen Maturatreffen in Budapest. In München habe ich keine Jugend-, dafür aber jugendliche Freunde. Die meisten sind zwischen achtzehn und sechzig Jahre alt und könnten damit meine Kinder oder Enkel sein. Die meisten Kollegen und Freunde habe ich heute in Deutschland, da in Paris und Budapest zu meinem großen Schmerz jedes Jahr welche wegspezieren. In New York bin ich nur noch selten, obwohl ich hier vielleicht meine schönsten Jahre verbracht habe. Wenn man mich fragt, welche Sprache ich spreche, dann ist meine Antwort: Mit dem lieben Gott spreche ich Ungarisch, mit meinen alten Kollegen und Freunden Französisch, mit meinen Schülern Deutsch, mit den Bankern und Brokern Englisch.

Sie haben die ersten zwanzig Lebensjahre in Budapest verbracht. Sie sind dort zur Schule gegangen. Wenn Sie an

Ihre Budapester Zeit zurückdenken, wie war Ihr Elternhaus?

Ich wuchs in einer großbürgerlichen Familie auf. Mein Vater besaß eine Spirituosenfabrik, in der ein Magenbitter hergestellt wurde, so wie Underberg heute. Außerdem war er Stadtrat in Budapest.

Ich hatte noch drei ältere Geschwister, meinen vierzehn Jahre älteren Bruder Emmerich und Béla, der zehn Jahre älter war. Beide hatten zuerst in Deutschland und dann in London Wirtschaft studiert. Sie kamen erst nach dem Attentat von Sarajevo einige Wochen vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges nach Budapest zurück. Später arbeitete Emmerich bei einer Bank in Budapest, und Béla führte das 1830 gegründete Familienunternehmen – besagte Spirituosenfabrik – weiter. Auch meine Schwester Lilly war mit acht Jahren Differenz zu mir wesentlich älter als ich. In meinen frühen Kindheitsjahren war sie manchmal wie eine zweite Mutter für mich. Lilly war zweimal gut verheiratet und hatte außerdem auch eine große Mitgift. Ihr erster Mann war Unternehmer in der gleichen Branche wie mein Vater, allerdings spezialisiert auf Cognac. Ich habe ihn sehr gemocht. Er war entzückend, und auch meine Schwester blieb nach der Scheidung noch mit ihm befreundet. Ihr zweiter Mann, Andréas Rapoch, war Bankdirektor. Nach dem Zweiten Weltkrieg heirateten sie und gingen zusammen nach Zürich, wo meine Schwester 1988 im Alter von einundneunzig Jahren starb. Sie hat dort ein gutes Leben geführt, denn ihr Mann hatte mit Freunden aus Budapest eine gut gehende

Firma gegründet und konnte ihr ein angenehmes Leben ermöglichen.

Unnötig zu sagen, dass ich aufgrund meiner wesentlich älteren Geschwister natürlich das Nesthäkchen meiner Mutter war. Was nicht heißt, dass sie auf Benehmen nicht geachtet hätte. Ganz im Gegenteil, ihre moralischen Ansprüche waren wesentlich höher als die meines Vaters, der eher ein Schlitzohr war. Meine Mutter aber wurde schon rot, wenn sie das Wort Badezimmer aussprach. Sie setzte ihre Vorstellungen von Anstand allerdings nicht mit genügend Vehemenz durch, weshalb meine Schwester auch gar nicht nach ihr kam. Ich höre meine Mutter immer noch sagen: »Ich weiß nicht, woher die Lilly diese Ausdrücke hat?«

Meine Eltern ergänzten sich sehr gut. Ich habe ja schon oft geschrieben und gesagt, dass ich es für besser halte, wenn die Frau über das Budget wacht und eher ein bisschen geizig ist, während der Mann der Leichtsinnsvogel sein darf. Durch die Erfahrung in unserer Familie und im Bekanntenkreis hat sich dieser Glaubenssatz bestätigt. Beschimpfte meine Mutter meinen Vater als Verschwender, wenn er wieder einmal zu viel Geld ausgegeben hatte, antwortete er nur: »Warum denn? Lieber so als für die Apotheke.« Er war ein ausgesprochener Bohemien und unverbesserlicher Optimist.

Noch als Zwanzigjähriger warnte mich die Mutter ständig: »Pass auf, wenn du über die Straße gehst«, »Gib acht, wenn du in die Straßenbahn steigst«, und gab mir ähnlich bedeutsame Ratschläge. Meinem Vater dagegen wäre solches nie eingefallen, selbst an meine Schularbeiten erin-

nerte er mich nie. Er war eben ein Optimist und lebte ins Blaue hinein. Als während der Belagerung Budapests durch die Russen 1944 meine Eltern tagelang im Luftschutzkeller hausen mussten und als die Bomben rechts und links fielen, die Kanonen donnerten, das Haus zitterte und zusammenzubrechen schien, wiederholte mein Vater ununterbrochen wie eine Maschine: »Nichts wird passieren, nichts wird passieren, wir werden überleben.« Und er hat auch recht behalten, denn er überlebte alles, Bomben, Kanonen und Belagerung.

Es gibt eine Anekdote, die seinen fast perversen Optimismus am besten illustriert: Meine Schwester kam in den Mittagsstunden immer zu meinen Eltern, um ihnen von den neuesten Tratschereien aus Budapest zu berichten.

Nachts war meine Cousine Elisabeth, die Lieblingsnichte meiner Mutter, plötzlich verstorben. Meine Schwester wollte der Mutter diese Nachricht langsam (kaffeeelöffelweise) beibringen:

»Leider, Mama, ist die Elisabeth schwer erkrankt«, fing sie an.

»Jesses Maria« war der Ausruf meiner Mutter, »was ist denn los?« – »Was kann denn schon los sein«, donnerte mein Vater, »sie ist krank, und sie wird wieder gesund werden.«

»Aber sie ist sehr krank«, beharrte Lilly. »Und wennschon«, rief mein Vater aus, »auch Schwerkranke genesen in ein paar Wochen.«

»Sie ist vom Arzt aufgegeben«, sagte Lilly mit Trauerflor in der Stimme.

»Mein Gott, mein Gott«, jammerte meine Mutter. »Das will nichts bedeuten«, beruhigte sie mein Vater. »Soeben begegnete ich meinem Freund Möller, er war von den Ärzten als hoffnungsloser Fall aufgegeben worden, und jetzt ging er gerade fröhlich zum Mittagessen.«

Als meine Schwester nun sah, dass mit dem sturen Alten kein Weiterkommen war, dass er gegen jede schlechte Nachricht auf das Heftigste Widerstand leistete, rückte sie endlich mit der ganzen Wahrheit heraus: »Also, damit du es genau weißt, die Elisabeth ist heute Nacht gestorben.«

Mein Vater aber brummte nur: »Nun, wenn sie schon tot ist, dann können wir ja sowieso nicht mehr helfen ...« Damit war die Debatte beendet, und die Sache wurde ganz einfach ad acta gelegt.

Noch kurz vor seinem Tod, als er in Zürich im Alter von siebenundachtzig Jahren mit einer Lungenentzündung im Bett lag, bat mich mein Vater, ihm Kaviar und Portwein zu besorgen. Ich erfüllte ihm den Wunsch natürlich und fuhr am nächsten Tag wieder ab nach Paris, weil er schon wieder auf dem Wege der Besserung zu sein schien. Als kurz vor seinem Tod die Krankenschwester hereinkam und ihn fragte: »Wie geht's, Herr Kostolany?«, sagte er freudestrahlend und vor Kraft strotzend: »Sehr gut, schönes Fräulein.« Meine Mutter schüttelte nur mit dem Kopf und meinte: »Wenn du eine schöne Frau siehst, geht es dir gleich viel besser.« Doch am Tag darauf erhielt ich von meiner Schwester ein Telegramm mit der Nachricht, unser Vater sei eingeschlafen.

Sie sind katholisch getauft, aber Ihre Familie ist eigentlich jüdischen Ursprungs.

Meine Eltern waren schon vor meiner Geburt Katholiken geworden. So wurde ich bereits als Katholik geboren und getauft. Aber wir waren jüdischer Abstammung, was im Zweiten Weltkrieg natürlich von Bedeutung war. In Budapest waren viele Juden zu Christen geworden und hatten sich taufen lassen, jedoch nicht immer katholisch so wie wir, sondern auch evangelisch oder calvinistisch. Einer meiner Jugendfreunde, der heute an der französischen Riviera lebt und mit seinen einundneunzig Jahren täglich Bridge spielt, ist zum Beispiel evangelisch genauso wie mein bester Jugendfreund Hans Kanitz. Sie gingen zwar auf ein evangelisches Gymnasium, aber es gab in der Freizeit genügend Berührungspunkte. Der ganze Freundeskreis unserer Familie war somit nicht nur jüdisch, sondern vollkommen gemischt, wie auch der Stadtrat, dessen Mitglied mein Vater war. Die unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften arrangierten sich sehr gut. Wie gut, zeigt eine authentische Geschichte von damals: Die Juden spielten in Budapest eine sehr einflussreiche Rolle. Nicht der Adel, sondern die Juden hatten Budapest zusammen mit den Donauschwaben aufgebaut. Von den 500 000 Juden, die damals insgesamt in Ungarn waren, lebten 300 000 in der Hauptstadt. Budapest war dadurch eine sehr jüdische Stadt. Man nannte es deshalb auch Judapest.

Nach dem Ersten Weltkrieg restaurierte man das Zweihäuserparlament. Zum einen das Abgeordnetenhaus und

zum anderen das Oberhaus, welches sich aus mehreren Gruppen zusammensetzte: erstens ernannte Magnaten, zweitens solche, die es durch Geburtsrecht waren – also Uradel –, und drittens Entsandte der ungarischen Provinzen sowie Vertreter verschiedener Körperschaften und Interessengruppen, unter ihnen auch die verschiedenen Konfessionen. Dazu gehörte die katholische Kirche und natürlich die calvinistische – dreißig Prozent Ungarns war ja calvinistisch. Außerdem waren noch evangelische Bischöfe vertreten und kleine Gruppen wie die Unitarier, Baptisten und sogar Sabbatisten, die zwar Christen waren, aber nicht den Sonntag, sondern den Samstag, also Sabbat, feierten. Ich hatte sogar Schulkollegen, die letzterer Konfession angehörten.

Das Oberhaus war ein bunter Mischmasch und damit ein Spiegelbild der k.u.k. Monarchie. Auch die Juden hatten zwei Großrabbiner als Vertreter im Magnatenhaus. Einer war von der Gemeinde der Neologen und der andere von den Orthodoxen. In Amerika gibt es mit den Reformisten noch eine weitere Gemeinde, die es in Ungarn damals aber nicht gab. Der Oberrabbiner der Neologen war Emanuel Loew, er war immer in ungarische Nationaltracht gekleidet. Sein Gegenpart bei den Orthodoxen war Koppel Reich. Er sah so aus, wie wir die orthodoxen Juden heute noch kennen, mit Kaftan, einem langen Bart und dem jüdischen Hut. Ich sah ihn täglich auf meinem Schulweg in der Drahtseilbahn von Schwabenberg nach Pest, wo meine Schule war. Für diejenigen, die Budapest nicht kennen, muss man erklären, dass die Stadt durch die Donau zweigeteilt ist. Der eine Teil ist

Buda, und der andere heißt Pest. Der Oberrabbiner saß in der Drahtseilbahn mit seinen Schülern, denen er Vorträge hielt. Als man nach dem Ersten Weltkrieg das Oberhaus konstituiert hatte, musste nach alter Tradition durch das älteste Oberhausmitglied, das dafür in Nationaltracht zu erscheinen hatte, die erste Sitzung eröffnet werden. Das älteste Mitglied war Koppel Reich, der aber als orthodoxer Oberrabbiner unmöglich in Nationaltracht mit Degen erscheinen konnte. Er besaß weder Degen noch Tracht, sondern nur seinen Stock. Niemand wollte sich dieses Bild vorstellen. Alle Oberhausmitglieder in Nationaltracht, nur der Präsident, der die Eröffnungsrede hält, trägt einen Kaftan. Das Dilemma war da, zwei alte Traditionen, von denen man keine aufgeben wollte, prallten aufeinander. So bat man Koppel Reich diskret, zur ersten Sitzung nicht zu erscheinen, um nicht gegen eine der beiden Traditionen zu verstoßen. Denn wenn er nicht da sein würde, würde an seine Stelle automatisch der Nächstälteste treten. Vielleicht mag es dem einen oder anderen in Kenntnis heutiger Demokratien eigenartig vorkommen, dass die verschiedenen Konfessionen ihre Vertreter im Oberhaus hatten. Damals spielte es aber eine wichtige Rolle. Ich erinnere mich noch genau an den neologischen Oberrabbiner Emanuel Loew, der eine feurige Rede gegen einen Numerus clausus an der Budapester Universität hielt. Wobei es hier nicht um einen Numerus clausus im heutigen Sinne ging, der einen gewissen Notendurchschnitt verlangt. Der damals im ungarischen Parlament diskutierte Numerus clausus sollte die Anzahl der jüdischen Studenten auf sechs Prozent begrenzen, da nach

Meinung vieler Politiker zu viele Intellektuelle und Akademiker Juden waren. Da man diejenigen, die so wie ich schon länger getauft waren, nicht mehr zu den Juden zählte, fiel ich zum Glück nicht unter diesen Numerus clausus.

Emanuel Loew kämpfte engagiert gegen diese Regelung, konnte sie am Ende aber nicht verhindern. Man kann sagen, dass sein Scheitern den Fluss der Weltgeschichte beeinflusst hat. Viele, die damals keinen Studienplatz mehr bekamen oder den Antisemitismus an der Universität nicht akzeptieren wollten, emigrierten nach Amerika und wurden dort die größten Gelehrten. Unter ihnen waren z.B. die berühmten Physiker Leo Szilárd und Nobelpreisträger Wiegner, die zusammen mit Enrico Fermi die Atombombe entwickelt haben. Und mein Spielkamerad Edward Teller war später für das Entstehen der Wasserstoffbombe verantwortlich und als Berater Präsident Reagans ein Mitgestalter des Atombombenabwehrsystems SDI. Da SDI die Sowjets so in die Defensive brachte, dass sie bei den Abrüstungsverhandlungen nachgeben mussten, kann man sagen, Edward Teller ist einer der Hauptverantwortlichen für den Entspannungsprozess in der ganzen Welt. So hat der Numerus clausus der Budapestester Universität am Ende zum Weltfrieden beigetragen.

Auch heute noch gibt es in Amerika keine Universität, an der nicht ungarische Professoren lehren.

Sie sind von einer deutschen Gouvernante erzogen worden?

Es war mehr eine Lehrerin. Sie hieß Sophie Reuß, kam aus Bamberg und war in Budapest Geschäftsführerin des deutschen Kulturbundes. Ich denke noch oft an sie, weil diese überzeugte deutsche Patriotin zu unserer Familie gehörte wie ein altes Möbelstück. Ich hatte durch sie aber das Glück, schon sehr früh Deutsch zu lernen. Fräulein Sophie liebte ihre Heimat feurig, dafür hasste sie die Franzosen. Das Wort Franzose hat sie nicht ausgesprochen. Für sie waren es nur die Saufranzosen. Ihre Ansicht war jedoch keineswegs exzentrisch, sondern vielmehr ein Spiegelbild der damaligen Stimmung zwischen Deutschen und Franzosen.

Wie kam es denn, dass Sie so relativ früh Ihr Heimatland Ungarn verlassen haben und nach Paris gegangen sind? Hing das mit Ihrem Berufsplan zusammen?

Nein, es war eigentlich eher ein Zufall. Ich studierte Philosophie und Kunstgeschichte in Budapest. Meine Eltern fuhren wie jeden Winter an die Côte d'Azur und machten auf Ihrer Fahrt einen Abstecher nach Paris. Dort besuchte mein Vater einen alten Schulkollegen, den Monsieur Alexander. Er war ein interessanter Mann, nicht nur, dass er sehr vermögend war, auch seine Familie ist erwähnenswert. Er hatte vier Kinder von einer sehr vermögenden Französin. Einen eher missratenen Sohn, aber zwei interessante Töchter. Die älteste war eine Intellektuelle und unsterblich verliebt in den Ungarn Marcel von Nemes, der zu seiner Zeit einer der größten Kunstsammler war. Er lebte in Starnberg auf einem Schloss.

Alexanders zweite Tochter, Antoinette, hatte auch eine höchst interessante Beziehung. Sie war die Geliebte von Paul Gerdely, einem der großen Dichter seiner Zeit. Verheiratet war sie später jedoch mit Max Ernst, dem großen deutschen Maler. In Erinnerung blieb mir aber vor allem Antoinette, weil sie eine sehr gute Spekulantin war. Das lag in der Familie, denn ihr Vater Alexander war ein großer Macher an der Pariser Warenbörse. Er besaß zusammen mit seinem Bruder eine Maklerfirma.

Monsieur Alexander gab meinem Vater bei diesem Besuch den Tipp, auf den Fall des französischen Franc zu spekulieren. Es sei eine sichere Sache. In der Tat spekulierte damals der ganze Finanzadel auf den Sturz der französischen Valuta. Frankreich litt noch unter den Folgen des Krieges und war trotz des Sieges über die Deutschen stark geschwächt: Millionen Tote, zahlreiche verwüstete Städte und die Staatsfinanzen im totalen Chaos.

Und auch über ihre Familien tauschten die beiden sich aus. »Was machen deine Kinder?«, fragte Alexander. »Der Erste ist Bankdirektor, der andere leitet das Familienunternehmen, meine Tochter ist gut verheiratet, und mein Jüngster, der André, studiert Philosophie und Kunstgeschichte«, antwortete mein Vater. »Was? So ein Unsinn. Will er vielleicht Poet werden? Schick ihn zu mir nach Paris, da wird er mehr lernen«, sagte Alexander. Dieser Tipp war wunderbar und meine weitere Lebensgeschichte ein Resultat dessen.

Und wie war der erste Tipp?

Der war ausgesprochen schlecht. Mit der Spekulation gegen den Franc verlor mein Vater eine Menge Geld.

Ein waghalsiger deutscher Spekulant, der Stuttgarter Dr. Fritz Mannheimer, war damals der größte Bankier in Europa, Chef des Hauses Mendelsohn und Co. in Amsterdam und Partner der alten Berliner Patrizierfirma Mendelsohn und Co.

Er war zu einem großen Fest in Wien von dem König der Inflationsspekulanten, Camillo Castiglioni, dem »österreichischen Stinnes«, wie er genannt wurde, eingeladen. Castiglioni (Sohn des Triester Oberrabbiners und ehemaliger Verkäufer der Reifenfirma Semperit) hatte nach Milliarden gewinnen bei der österreichischen Inflation nun die fixe Idee, der französische Franc müsse, wie schon vorher die Mark und die Währungen der k.u.k. Monarchie, auch in den Keller stürzen. Es gelang ihm, Fritz Mannheimer von der Richtigkeit seiner Ansicht zu überzeugen und mit ihm und einigen anderen Bankiers und Spekulanten aus Wien und Amsterdam ein Syndikat zu bilden, um den französischen Franc auf allen Finanzplätzen mithilfe der Fachpresse zu diskreditieren und anzugreifen.

Was bedeutet das, eine Währung anzugreifen? Sich Riesenkredite in der betreffenden Währung zu verschaffen und diese Beträge dann auf allen Finanzplätzen wie London, Zürich, Amsterdam usw. anzubieten – wenn möglich mit viel Tamtam, Zeitungsartikeln, Mund-zu-Mund-Propaganda usw. ...

Die Währung gleitet zunächst (erst) langsam in die Tiefe, der Rückgang verbreitet Pessimismus unter dem Pu-

blikum, und durch eine Kettenreaktion wird es von Angst ergriffen und wirft – wie in diesem Fall – seine Francguthaben über Bord. Die Schuldner können dann mithilfe der hervorgerufenen Panik die geschuldeten Franc bei tiefem Kurs einkaufen. Genau das gleiche Vorgehen, oder man könnte auch sagen dieselbe Taktik, wie Ende der Siebziger-, Anfang der Achtzigerjahre unter der schwachen Carter-Administration hinsichtlich des Dollars.

Das Tandem Castiglioni–Mannheimer war äußerst erfolgreich. Der Kurs des Franc fiel immer tiefer, begleitet von den Francverkäufen aller Spekulanten Europas, und Castiglioni wurde immer reicher. Um auch etwas Gutes über den ehemaligen Semperitverkäufer zu sagen, möchte ich bemerken, dass er viel für das kulturelle Leben getan hat. Er finanzierte zum Beispiel Max Reinhardt, den größten Theatermann jener Zeit und Gründer der Salzburger Festspiele. (Die damaligen Inflationswunden sind heute gut verheilt, aber die Festspiele florieren immer noch.)

Nun, der Franc rutschte immer tiefer, denn auch die französische Regierung tat das Ihrige dazu, dass das Vertrauen in ihre eigene Währung völlig verloren ging. Eine Regierung stürzte nach der anderen und mit ihnen auch der Franc. Ich erinnere mich noch an die Atmosphäre in Frankreich, als sei es gestern gewesen.

Es kam 1926 zum Wahlsieg der Linkskoalition unter Edouard Herriot, dem deutschfreundlichen Politiker, Bürgermeister von Lyon, Musik- und Beethovenforscher. Sein Finanzminister Anatole de Monzie, ein ganz brillanter Intellektueller (den ich später persönlich gut kannte), fing seine